



Erinnerungen von Ninel Alexejewna Nesterowa (Makarowa)

Wjatscheslaw Narskij ist Autor und Leiter des Projekts "Die lebendige Stimmen des Sieges" sowie Mitglied des Verbandes der Moskauer Journalisten. Diese Erinnerungen wurden im Rahmen des Projekts "Die lebendige Stimmen des Sieges" aufgezeichnet. Im Laufe von sechs Jahren haben wir Erinnerungen von Veteranen des Krieges aufgezeichnet: Frontsoldaten, Arbeitende aus dem Hinterland, Einwohner des belagerten Leningrad, ehemalige KZ-Häftlinge und Kinder des Krieges. Nach dem Interview halten wir den Kontakt, telefonieren, treffen uns, besuchen sie, laden sie zu unseren Veranstaltungen ein. Viele begleiten wir auf ihrem letzten Weg.

Vkontakte: <https://vk.com/jivoygolospobedy>

Übersetzung aus dem Russischen: Sophie Tempelhagen

Die Übersetzung ins Deutsche erfolgte im Rahmen der Humanitären Geste der Bundesrepublik Deutschland zugunsten der heute noch lebenden Opfer der Leningrader Blockade. Das Projekt „Humanitäre Geste“ wird vom Deutsch-Russischen Begegnungszentrum St. Petersburg (drb) in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung St. Petersburg, dem Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in St. Petersburg, der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH und dem JugendSozialwerk Nordhausen e.V. umgesetzt.

Ich wurde am 30. November 1929 in Orjol geboren. Als ich einen Monat alt war, wurde mein Vater, Alexei Iljitsch Makarow, nach Leningrad versetzt. Deshalb halte ich mich für eine vollberechtigte Leningraderin.

Viele Male erzählte mir meine Großmutter (die Mutter meines Vaters), wie sie mich heimlich - meine Eltern waren Kommunisten - in der Dreifaltigkeitskathedrale taufen ließ. Nach dem Heiligenkalender erhielt ich den Namen Jekaterina. Sie erkannte den neumodischen Namen Ninel (rückwärts gelesen "Lenin") nicht an, den ich bei meiner Geburt erhalten hatte, hatte aber Angst, das zuzugeben. Dieses Geheimnis hüteten wir sehr lange. Großmutter nahm mich mit in die Kirche und brachte mir bei, zu beten. Erst vor dem Krieg, im Jahr 1941, nach einigen familiären Streitigkeiten, gestand Großmutter meinen Eltern, dass sie mich hatte taufen lassen. Sie verziehen ihr und waren, soweit ich mich erinnere, nicht einmal verärgert.

Meine Kindheit in der Vorkriegszeit war verschieden, aber meistens glücklich. Wir waren eine gute, einträchtige Familie mit drei Kindern. Wir beschäftigten uns auf unterschiedlichen Ebenen und je nach Wunsch mit Musik und Tanz und gingen zur Schule. Jeder von uns aber liebte es, zu lesen. Bücher waren unsere gemeinsame Leidenschaft. Wir lasen alle

klassischen Werke sowie die gesamte Abenteuerliteratur. Wir lasen alles und überall, aber mein Lieblingsautor war und blieb Tschechow. Ein Tschechow-Büchlein mit braunem Einband hatte ich immer dabei.

Wir lebten an der Fontanka. Es war ein typisches vierstöckiges Petersburger Mietshaus, mit einem Kamin am Aufgang im Erdgeschoss. Der Kamin wurde natürlich nicht geheizt, aber er prangte in voller Schönheit neben der breiten Treppe. Wir wohnten im 1. Obergeschoss. Diese Bequemlichkeit lernten wir später zu schätzen, als es hieß, in den Luftschutzraum im Keller hinabzusteigen oder Wasser zu tragen. Unser Haus hatte die Nummer 116. Das Nachbarhaus mit der Nummer 118 hatte im 19. Jahrhundert Gawriil Romanowitsch Derschawin gehört. Es ist leicht, sich ein bezauberndes Petersburger Anwesen mit einem halbkreisförmigen Haus mit Säulen vorzustellen, das auf einen Garten hinausging. In diesem Garten wuchsen wir auf. Nebenbei bemerkt, wurde nicht ein einziger Baum während der Blockade gefällt. Durch Artilleriefeuer wurden allerdings die Baumkronen weggerissen. Diese sammelten wir ein, um damit unseren Kanonenofen zu heizen.

Die Fenster unserer Wohnung gingen auf den "Buff"-Garten hinaus, der manchmal auch Ismailowski-Garten genannt wurde. In diesem Garten gab es (und gibt es bis heute) ein wunderbares Theater und ein berühmtes Restaurant mit Fontäne. An den Abenden spielte dort ein Blasorchester. Wir Kinder wuchsen also an einem wunderbaren historischen Ort auf, der voller Musik, Literatur und dem Grün der Gärten war.

Was zuletzt noch wichtig ist: Das Haus befand sich in derselben Entfernung zu zwei Brücken, der Obuchowski- und der Ismailowski-Brücke. Diese unvorstellbar wertvolle Lage unseres Hauses lernten wir während der Bombardierungen voll zu schätzen: Die Deutschen bombardierten nämlich die Brücken und die Häuser, die an den Brücken standen, waren eine ständige Zielscheibe und wurden fast alle zerstört. Unser Haus aber wurde von keiner einzigen Bombe getroffen!

Dann aber begann eine andere Zeit: die 30er Jahre. Unser lieber, guter, ständig beschäftigter Papa wurde verhaftet. Nie werde ich das vergessen - die Nacht und der schwarze Polizeiwagen in unserem Hof. Wir - Mama und die Kinder -, im Nachthemd, verängstigt, verweint, standen in der einen Ecke des Zimmers. Papa stand mit irgendwelchen Männern in der anderen Ecke. Es war nicht möglich, zu Papa zu gehen. Ich erinnere mich an sein weißes Gesicht und seine Worte: "Annussja, Mädchen, beruhigt euch, das ist ein Missverständnis. Alles klärt sich auf, bitte weint nicht."

Ja, alles klärte sich auf, aber nicht gleich. Papa wurde rehabilitiert, aber erst nach dem Krieg, und bekam eine Zusatzrente. Als er aber mit 56 Jahren starb, gab man ihm einen kommunistischen Platz auf dem Ochtinskoje-Friedhof. Denn er hatte für die Sowjetmacht gekämpft, ohne seine Kräfte zu schonen, sogar schon 1918! In den ersten Tagen des Großen Vaterländischen Krieges ging er an die Front und kämpfte wieder, diesmal schon für Sowjetrußland. Meine Kindheit in der Vorkriegszeit war stark verfinstert durch diese dramatischen Ereignisse in unserer Familie.

Vielleicht trat ich deshalb nicht in die Reihen der Kommunistischen Partei ein, obwohl ich mein ganzes Leben lang an Parteihochschulen gearbeitet und als Dolmetscherin an

Handelsverhandlungen für die gesamte englischsprachige Welt teilgenommen habe. Ich wurde ständig zu Verhandlungen eingeladen, trotz meiner Parteilosigkeit. Nur dies war wichtig: gute Englischkenntnisse und eine gute Erziehung.

Nun, der 22. Juni 1941 war unvergesslich! Wir, drei Kinder und ihre Großmutter, fahren zu einer gemieteten Datsche in Wyriza. Ich bin elf Jahre alt. Das Wetter ist klar und sonnig, die Stimmung ebenso. Ferien! Datsche! Man muss nicht in die Schule gehen, sondern kann rennen, spielen, schwimmen und singen! Wir sind frei und glücklich. Und dann entsteht Lärm im Zug. Die Leute diskutieren aufgeregt. Die Gesichter sind alarmiert. Es heißt: "Der Krieg hat begonnen!" Wir Kinder nahmen diese Nachricht wie ein interessantes Abenteuer auf. Wir sagten: "Unser Papa wird diese Dummköpfe, die es gewagt haben, die Sowjetunion zu überfallen, verjagen und sie sogar noch bestrafen, so wie es sich gehört. Denn wir sind sehr stark und mächtig." "Die Rüstungen sind stark, unsere Panzer schnell - und unsere Menschen sind voller Mut", so sangen wir in der Schule und lernten fleißig Deutsch. Die Deutschen waren unsere Freunde.

Dazwischen entwickelten sich die Ereignisse rasch. Die Realität ließ keinen Raum für gütige Träumereien und Hoffnungen. Alle Vorstellungen, die wir aus der Vorkriegszeit über das Leben hatten, brachen in sich zusammen. Papa ging in der ersten Kriegswoche an die Front. Wir wurden von der Datsche zurückgebracht, ohne alle Sachen zusammensuchen zu können. Als wir die Sachen im August mit Großmutter holen wollten, ließ man uns schon nicht mehr aus der Stadt heraus. Die Züge fuhren nicht. Die Stadt war bereits belagert, obwohl sich der Blockadering erst am 8./9. September endgültig schloss. Die Schwierigkeiten im Alltag wuchsen wie ein Schneeball. Anderthalb Monate vor dem Beginn der Blockade, am 18. Juli, wurden Lebensmittelmarken eingeführt. Man begann, den Mangel an Lebensmitteln zu spüren. Die Bombardierungen und der Artilleriebeschuss zeigten uns: Die Kindheit ist vorbei.

Ein paar Worte über unsere Mutter, Anna Grigorjewna Iwanowa. Von ihrer Ausbildung her war sie Russisch- und Literaturlehrerin, vom Charakter her aber Kämpferin und Stoikerin. Während der Blockade wurde die gesamte erwachsene Bevölkerung mobilisiert und unabhängig von ihrer Ausbildung arbeiteten alle in den Fabriken und Betrieben, die auf den Verteidigungsbedarf und die Produktion von Geschossen umgestellt waren. Unsere Mutter arbeitete in einem riesigen Kombinat namens "Rotes Dreieck", das vor dem Krieg Gummierzeugnisse hergestellt hatte. Sie stand am Fließband, festgebunden an der Werkbank, um nicht umzufallen. Um sie herum standen ebensolche Frauen und Jugendliche, meist auf Kisten, um überhaupt an das Band heranzureichen. Eben diese Menschen verteidigten Leningrad, indem sie an sich ein herrliches Beispiel für Standhaftigkeit und Optimismus gaben! Wir hatten kein Recht zu weinen, wenn wir sahen, wie unsere Mutter sich für uns und andere Kinder einsetzte. Sie kam nicht immer zum Übernachten nach Hause. Manchmal blieben sie und die anderen Frauen über Nacht in der Werkhalle. Wie wir auf sie warteten! Wir wussten, dass sie kommt und dass wir sie in Empfang nehmen und über unsere Leistungen berichten mussten, ohne ihr die Laune zu verderben.

Wir, die Makarow-Schwestern, wie wir von allen genannt wurden, waren wirklich sehr beschäftigt. Unsere älteste Schwester Maja, damals 14 Jahre alt, nahm an der Arbeit der Hausbrigaden teil. Diese wurden von der Verwaltung des Stadtbezirks zusammengestellt und hatten eine sehr wichtige und nutzbringende Funktion. Die Mädchen, die zu den

Brigaden gehörten, selbst ganz ausgezehrt und schwach, halfen vollkommen geschwächten Leningrader, gingen zu den Wohnungen, brachten heißes Wasser, heizten die Kanonenöfen, lösten die Lebensmittelmarken ein, retteten Kleinkinder, die oft neben ihren toten Müttern lagen, und brachten sie zu den Annahmestellen für Kinder - sie taten also vieles, was schwierig aufzuzählen ist, aber notwendig war.

Im November, als der fürchterliche Hunger kam und eben jene "Zeit des Massensterbens" begann, als Familienangehörige "125 Blockadegramm zu gleichen Teilen mit Feuer und Blut" erhielten (wie es Olga Bergholz in ihrem "Leningrader Poem" ausdrückte), starb unsere Großmutter. Man wickelte sie in ein Laken - Särge gab es nicht - und brachte sie zur Sammelstelle für Leichen. Es herrschte Frost von 30 Grad unter Null.

Meine jüngere Schwester Swetlana war fünf Jahre alt. Man verbot ihr, die Wohnung zu verlassen, sie durfte nur mit den befreundeten Nachbarskindern auf dem Hof spielen. In unserer Schule gab es keinen Unterricht. Dort war ein Hospital errichtet worden. Ksenia Wassiljewna, unsere Klassenlehrerin, forderte uns auf, unbedingt in die Schule zu kommen und nicht zu Hause zu bleiben und je nach Möglichkeit den Krankenschwestern bei der Pflege der Verwundeten zu helfen.

Mittlerweile verstehe ich, dass es Ksenia Wassiljewna war, die viele Kinder aus unserer 5d vor dem Tod gerettet hat: durch die Arbeit, die Hilfeleistung und das Gebraucht-Werden. Wir taten alles, was wir konnten, ohne jeglichen Zwang, einfach, weil wir sahen: Wir müssen helfen. Bis zum Ende meiner Tage werde ich meiner Lehrerin und Retterin dankbar sein.

Uns drei Schwestern, geschwächt und halb erfroren, evakuierte man Ende 1942 ohne unsere Mutter - sie hatte keine Erlaubnis zur Evakuierung erhalten. Sie blieb zum Arbeiten im Kombinat. Auf dem Weg wurde unser Zug sehr stark bombardiert, obwohl er eine spezielle Kennzeichnung vom Roten Kreuz hatte. Nichts hielt die Nationalsozialisten zurück! Der Lokführer versuchte zu manövrieren: Mal raste der Zug wie wild, mal hielt er an - aber ein Flugzeug ist schneller als ein Zug und über uns brachen eine Flammenhölle und das Heulen der Geschütze herein. Endlich hielt der Zug an und man schrie uns zu: "Alle aus den Waggons!" Wir sprangen auf den Damm hinaus und liefen in alle Richtungen davon. Weiter unten befand sich ein spärliches Waldstück aus Büschen und nicht sehr hohen Bäumen. Ich sah, wie ein Junge, der vor mir rannte, hinfiel und wie eine Fontäne aus Blut aus seinem Kopf hervorschoss. Der Pilot beschoss uns beinahe aus nächster Nähe. Ich sah sein Lächeln und seine Augen hinter der großen Brille.

Die Bombardierung und der Beschuss hörten auf. Es wurde ruhig. Wer unversehrt geblieben war, stand langsam auf und stieg über den Damm zum Zug hoch. Aber der Zug war weg. Und wir Kinder, etwa 15 an der Zahl, und zwei Erwachsene (sie trugen die Kleinkinder, die sie hin und wieder an einen der älteren Jugendlichen weitergaben), gingen entlang der Eisenbahnschienen in die Richtung, in die sich unsere Gruppe bewegt hatte. Wir gingen sehr lange und erreichten schließlich einen Bahnhof, wo Züge mit Soldaten standen. Sie ließen uns in ihrem Waggon Platz nehmen und so holten wir unsere Gruppe evakuierter Leningrader Kinder ein. Unser Weg nach Kasachstan dauerte mehrere Monate. Mehrere Kinder starben unterwegs.

Kaum, dass die Blockade durchbrochen war, kam Mama und holte uns zurück in unsere Wohnung. Aber der Hunger dauerte an.

Ich erinnere mich, wie im Jahr 1944 durch die Straßen des nun schon befreiten Leningrad gefangene Deutsche gingen. Wir standen dort und schauten, wie sie gehen. Das war auch ein schlimmer Anblick: Ihre Köpfe und Gesichter waren mit irgendwelchen Lumpen umwickelt. Sie taten mir nicht leid. Überhaupt nicht! Auch wenn einige Frauen sie bedauerten, mir taten sie nicht leid.

Ich erinnere mich an den Tag des Kriegsendes. Es ist schwierig, das zu beschreiben, denn wir durchlebten sehr gemischte Gefühle. Auf der einen Seite war es eine riesige Freude, auf der anderen Seite war es Wehklagen. Verluste, Verluste ...

Wir begriffen, dass der Krieg zu Ende war. Aber es ist unmöglich, diese fürchterliche Last des Erlebten zu vergessen: Kälte, Hunger, Vernichtung. Wenn du aus der Wohnung kommst und auf dem Treppenabsatz ein Mensch liegt, wenn das ein Junge aus der höheren Klasse ist, wenn er Wowka Silin heißt ... In den Händen hielt er ein zerdrücktes Stückchen Brot. Das muss man sehen und erleben ...

Aber natürlich war der Jubel grenzenlos, als der Krieg vorbei war. Fremde Menschen umarmten und küssten sich, warfen sich einander in die Arme. Sie sprangen und schrien: "Der Krieg ist vorbei! Der Krieg ist vorbei!"

Wir hatten gelernt, zu hassen. Aber noch hatten wir nicht gelernt, zu vergeben.

Während der Blockade durchlebten wir alle ein wundersames Phänomen. Wir waren außerordentlich einig, wie ein Ganzes. In den Beziehungen zwischen den Menschen gab es keine Bosheit, keine Feindseligkeit. Unter den höllischen Bedingungen der Blockade zeigten sich die besten Eigenschaften des Menschen: Freundschaft, Barmherzigkeit, das Streben, das Leiden seines Nächsten zu mildern. Das sind Eigenschaften, die in einem satten Leben voller Vergnügungen, Versuchungen und lauter Kleinigkeiten sehr selten zum Vorschein kommen. Die Erfahrung der Leningrader "Blockade-Hölle" erinnert uns daran, wie wichtig es ist, unseren Nächsten, jedes seiner Worte und alle seine Taten behutsam zu behandeln. Denn all das kann sich wiederholen.

Zur Zeit der Blockade waren wir wie ein Monolith. Unser innerer Widerstand war kolossal. Ich denke, eben dies rettete Leningrad.

Nach dem Krieg beendete ich die zehnte Klasse und immatrikulierte mich an der Pädagogischen Fakultät des Ersten Staatlichen Instituts für Fremdsprachen. Parallel studierte ich noch an der Spezialfakultät (Abteilung für Dolmetschen). Im Jahr 1952 beendete ich mein Studium und arbeitete am Lehrstuhl. Dann wurde ich an die Universität Wladiwostok versetzt, wo ich vier Jahre arbeitete. Im Jahr 1957 arbeitete ich bei den Weltfestspielen der Jugend und Studenten in Moskau. Seit 1958 lebe ich in der Hauptstadt, ich war als Dolmetscherin im Ministerium für Außenhandel beschäftigt. In dieser Zeit war ich häufig auf Dienstreisen im Ausland (Ghana, Kanada, USA, Sierra Leone, England, Australien

u.a.). Im Jahr 1982 absolvierte ich ein Studium in Oxford. Seit 1989 bin ich in Rente, aber bis 1999 habe ich meine Tätigkeit an der Akademie für Diplomaten fortgesetzt.



Bei der Buchpräsentation. Wjatscheslaw Narskij mit Einwohnern des belagerten Leningrad. Von links nach rechts: N.A. Nesterowa, E.W. Smurogo, S.R. Suchorukow, S.I. Silwanskaja, T.A. Moissejenko.